

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 24

Artikel: Der Böse [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 24 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 18. Juni 1921

Reiseliad.

Von Josef Freiherr v. Eichendorff.

Durch Feld und Buchenhallen
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei von allen,
Wer's Reisen wählen will.

Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durchs Gemüte
Die schöne Sommerszeit.

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt;
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Luft, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind:
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder;
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Sort bis ins Himmelreich.

Der Böse.

Novelle von Jakob Böhbart.

5

„Habt Ihr ihn gefunden?“ forschte Agathe beklommen.
Man merkte am Ton, daß ihr das Herz zitterte.

„Wie man's nimmt;“ gab der Rote zur Antwort.
„Ich habe eine Auslegung gefunden und vielleicht ist's ein Trost. Ein Trost? Was ist Trost? Trost heißt verzichten, Trost heißt sich beugen und annehmen, Trost ist etwas Trauriges, bis man sich daran gewöhnt hat, ein Leidträger zu sein. Seht, Jungfer Agathe, wir alle müssen durch einen Fluß, der fließt voll Leiden, und ein jeder muß da durch, wo er darauf stößt. Die einen treffen auf eine Furt, und es geht ihnen nur bis über den Riß, oder höchstens bis zum Knie, die andern treffen auf Tiefen und es steigt ihnen bis zum Mund oder gar über den Kopf hinaus. Das scheint ungerecht, aber die einen müssen eben schluden, damit die andern trocken durchkommen, oder doch fast. Wäre alles Leid ebennmäßig verteilt, so wäre es viel weniger heil auf der Welt. Das Menschenlos ist wie unsere Erde, Höhen und Tiefen, helle Gipfel und schwarze Schluchten. Wer wünschte das anders? Wäre es nicht töricht von der Schlucht, zu klagen, daß sie kein Gipfel ist? Und ist es für den dunkeln Grund kein Trost, zu wissen, daß die Spitze auf seine Kosten leuchtet? So, Jungfer Agathe, habe ich es mir auf meinem Wandern und in den langen Herbergsnächten zurechtgelegt. Ich murte jetzt nicht mehr so oft, und es wurde immer besser, bis — nun,

ich trage, wie ich's vermag, und bin ein wahrhaftes Sauntier geworden.“

Agathes Stimmchen klagte, diesmal nicht so hoch wie sonst: „Es ist nicht zu fassen, es ist zu grauig, daß einer so für andere tragen soll!“

Darauf der Rote: „Glauben wir nicht, daß einmal einer das Leiden der ganzen Welt auf sich genommen hat? Was ist unsereiner dagegen?“

Man merkte an der Stille, wie Agathe das Wort überdachte. Endlich sagte sie: „Ich habe einmal einen Spruch gelernt: Selig, die da Leid tragen.“

„Ach ja,“ erwiderte der Rote, „an guten Berheißungen fehlt es nicht. Aber was nützen sie? Man muß alles selber durchlaufen. Für mich wäre beinahe alles im reinen, wenn ich nicht unter Euern Geranienstöcken stehen geblieben wäre.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ tönte es erschrocken zurück.

„Wenn mein Schicksal noch einen Schritt weiter ginge, wenn noch ein lieber Mensch — Es ist mit keiner Zange zu fassen!“

Hier stockte Hannes, es schien ihm schwer zu fallen, weiter zu fahren, er krallte seine groben Fäuste und suchte so Kraft. Dann kam es stoßhaft heraus:

„In diesem Augenblick hörte ich im Gartenhäuschen eine Bewegung, ein Sich-Werfen von ihr zu ihm, das merkte ich wohl, und dann einen Laut —, man weiß, wie es tönt, wenn Lippen voneinander lassen. Darauf die Worte des Roten, wie im Schraubstock gepreßt: „Ich bin ein Teufel. Ich handle wie ein Teufel!“ Sein Mund wurde ihm geschlossen, das Wort „Teufel“ mit Lippen zerdrückt. Mir zersprangen die Adern fast am Hals und an den Schläfen, mein Kopf sauste wie ein Wasserfall.“

Wieder tönten die Lippen und darauf noch einmal die Worte des Roten: „Agathe, laß! ich bin ja des Teufels!“

Sie schluchzte: „Und ich will dem gehören, dem du bist.“

War das sie? Die Sanfte, Gute, die bei der Konfirmation den „Glauben“ sagen durfte? Ich sprang vom Graben auf und nach Hause. Der Hund im Gartenhäuschen schoß heraus und heulte gegen den Gartenhag wie vom Teufel besessen. Ich glaube, Agathe und der Rote haben von allem nichts mehr gehört. „Und ich will dem gehören, dem du bist.“ Ich frage, ist eine solche Rede natürlich von so einem Mädchen?

Ich habe nicht viel geschlafen in jener Nacht und die beiden andern auch nicht. Gegen Mitternacht tönte eine Flöte vom Kirchenrain herüber, so verworfen schön, daß ich unters Fenster lag. Drüben in der Schmiede stand auch ein Fenster offen, und im Dunkel schimmerte etwas Weißes. Das war sie. So hörten wir beide dem Teufelsspiel zu, ich weiß nicht wie lange. Zwischen uns war die Straße und viel mehr. Ich schämte mich, es zu sagen, mir wurde ganz weich, ich hätte dem Schelm in jener Stunde keinen Hobelspan nachwerfen können.

Auf einmal ging in der Schmiede ein Lärmen los. Die alte Gutmännin mußte gehört haben, daß Agathe noch nicht unter der Decke war. Sie fuhr herein und polterte wie ein Mühlenwagen auf der Holzbrücke: „Er muß mir aus dem Haus, der Satan, sonst wird er dich noch ins Unglück bringen.“

Das Fenster wurde zugeschlagen, aber es wetterte noch lange hinter den Scheiben.

In jener Nacht wurde es mir gewiß, daß es mit dem Roten nicht richtig war. Ich habe alles, was ich jetzt von ihm wußte, durchwühlt und durch das Sieb gelassen: Wie er mit einem Donner Schlag neben mir auftauchte, am Tag der Ueberschwemmung; wie das Wasser ihn scheute; wie er seinem Schatten nachlief, — wo hat man das schon gehört? — wie er sich mit dem roten Hund zusammentat, mit einem Hund, der lachen kann; wie ihm alles geraten aus ungelehrten Händen ging; wie er die Agathe verhexte, mit ver-teufelt klugen Worten ihr Mitleid rührte; wie er ihr das dumme Herz umkehrte mit seinem Flötenspiel, das aus einem Himmel zu kommen schien und Höllenblendwerk war. Und wie alle Schaden nahmen, die sich an ihn hängten. Das ist nicht alles Zufall! Das hat der Böse in ihm getan, und wenn er eine unglückhafte Hand hatte, so war es eben eine Satanshand. Hat er nicht selber erzählt, er sei durchs Feuer gesprungen, bis der Kamerad ihm nachsprang und ver-brannte? Ist dem Konradli nicht der Pfeil aus seiner ver-worfenen Hand ins Auge geprißt und nicht vom Armbrust-

schaft? Hat er das Schwesterchen nicht immer an den Am-boß gelockt oder gar getragen? Man muß seine Erzählung nur recht auslegen. Ist es ein Wunder, daß seine Mutter an ihm starb? Welche Mutter möchte noch leben, wenn sie einen solchen Greuel zur Welt gebracht hat? Und nun war die Agathe in seinen Fingern! Es würde ihr gehen wie dem Fritz, dem Konradli und dem Lenchen. Ich dachte an ihre Flachsblütenaugen und faßte meinen Entschluß. Ich wollte sie frei machen. Ich ging am Morgen zum Schmied Gut-mann hinüber und trat in die Stube. Sie waren alle darin beisammen, Agathe, der Schmied und die Alte. Sie waren aufgeregt. Die Gutmännin hatte gesprochen, brach aber ab, als ich eintrat, der Schmied sah mich mit seinen guten Augen ungewiß an, Agathe sah am Fenster und schaute hinaus, sie war nicht in der Stube anwesend, das sah man wohl, sie war unten in der Schmiede. Ich wollte meine Sache sagen, aber es war, wie wenn mir einer das Maul zudrückte. Jetzt fing es unter uns in der Werkstatt an zu singen und zu schreien und zu zischen und zu heulen, daß der Boden zitterte. Der Rote arbeitete mit der Feile, aber wie? So etwas habt Ihr noch nie tönen hören! Agathe stand auf, sie zitterte, die Alte hielt sich die Ohren zu, der Schmied aber schaute mich noch immer mit seinen guten Augen an, oder an mir vorbei, was weiß ich. Da stieß ich heraus: „Er ist ein Teufel! Er ist der Teufel selber!“ und sprang auf Agathe zu und wollte sie fassen und fortreißen und retten. Sie aber stieß gegen mich mit ihrer kleinen Faust, gerade da, an den Hals, daß es mir die Stimme und den Atem verschlug. Und da schoß auch der rote Hund unter dem Tisch hervor und stellte sich vor mich hin. Ich sah wohl, daß er verflucht gewekte Zähne hatte und daß er wieder lachte, lachte! Mir hat es im Kopf zu brausen begonnen wie in der Nacht im Graben. Wie ich hinaus-kam, weiß ich nicht, der Vater da behauptet, ich habe nach-her sechs schöne Weinhähne aus Kirschbaumholz mit dem Beil zerhackt, und mit den Stücken die Scheiben zerschlagen. Davon weiß ich nichts, aber es könnte schon wahr sein. Wer den Roten feilen hörte an jenem Tag, weiß, daß es wahr sein kann.“

„Ja, es ist gewiß und wahr,“ bestätigte Vater Thomas. „Und seither ist der Hannes so, wie Ihr ihn seht. Er sinnt immer der Agathe nach und glaubt nun steif und fest, der Rote sei der Hauptteufel selber gewesen und der rote Hund ein Unterteufel.“

„Und auch das ist wahr,“ unterbrach ihn Hannes. „Ich hab's im Jünglingsverein bewiesen, und sie haben es mir geglaubt, und wir haben für Agathe gebetet. Aber so ist es, heutzutage glauben die Jungen mehr als die Alten.“

Dies sagend warf Hannes einen sprühenden Blick auf seinen Vater.

„Von da an verfolgte mich der Rote,“ fuhr er, ruhiger geworden, wieder fort. „Es trieb mich oft aus der Werk-statt hinaus ins Feld, in den Wald, zum Fluß hinunter. Ich hatte keine Ruhe mehr. Agathe ging mir aus dem Weg und schien mich zu fürchten. Mich! den Johannes Kägi, den sie von Jugend auf kannte. Ist es ein Wunder, daß es mich umtrieb? Und da geschah es eines Abends, zwi-schen Tag und Nacht, daß der Teufel plötzlich vor mir stand, mit dem Hund natürlich, den er mit der Hand am

Halsband kurzhielt. Er redete mich mit seiner sanftesten Stimme an: „Hör', Hannes, wir waren doch einst gute Freunde. Wir wollen's besprechen, in aller Ruhe, traue mir wieder. Sei vernünftig!“

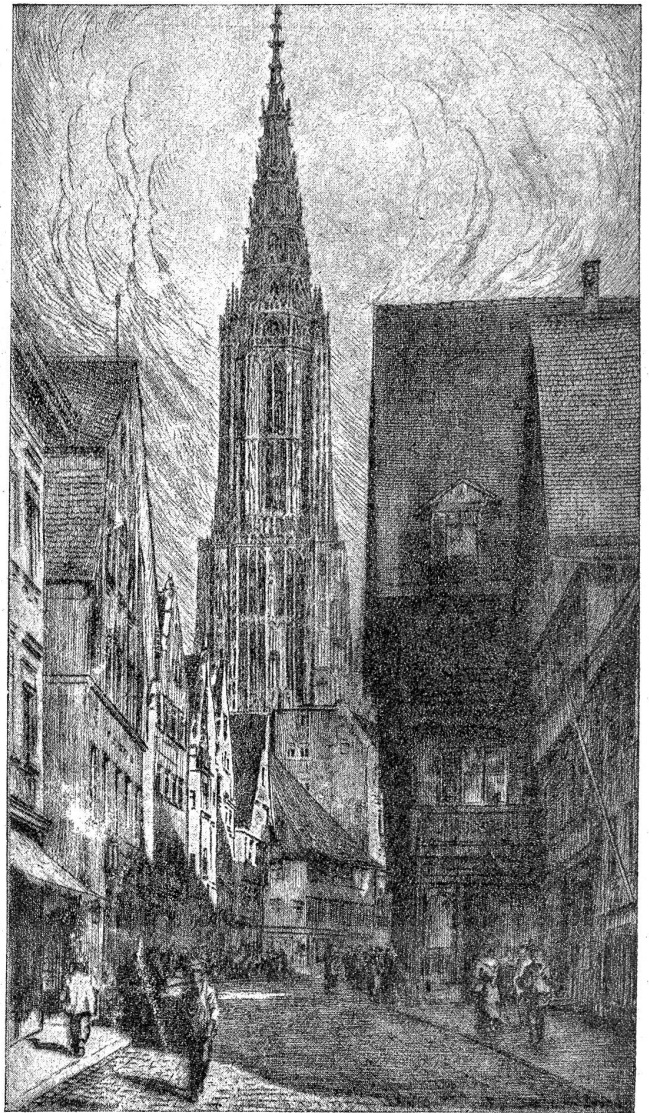
Ich wußte genug. Er wollte mich betören und zugrunde richten, wie die Früheren. Ich spuckte im Bogen gegen ihn aus und lief nach Hause. Hab' ich eine Angst vor ihm gehabt! Man hat nur ein Leben und eine Seele! Am folgenden Abend stand er wieder vor mir und wieder sprach er mich an: „Hör', Hannes!“ Und so dreimal in jener Woche. Ich trat nicht mehr über unsere Hauschwelle hinaus. Einmal, nachts, hab' ich ihn an meinem Bett gesehen, leibhaftig stand er zwischen mir und dem Fenster. Ich wollte schreien und brachte nichts heraus, und als ich mit der Faust nach ihm schlug, traf ich ins Leere. Ich zündete Licht an, es war nichts in der Kammer, Fenster und Türe geschlossen. Wie war er herein- und hinausgekommen? War das natürlich? Der Vater kam herüber und erklärte mir vernünftig, wie er es kann, es sei alles nur ein leeres Traumbild gewesen. Natürlich, wenn einem nachts der Teufel ans Bett tritt, ist es ein leeres Traumbild, man hat mir diese Weisheit seither oft wiederholt, denn er hat mich noch manches Mal angefochten.

Ich fing an, die ganze Nacht das Licht zu brennen. Es half nichts. Er kommt auch bei Licht, nur geht er dann, sobald man ihn scharf ansieht. Was sollte ihm auch ein Lichtlein anhaben, wenn er doch aus dem Höllenfeuer kommt?

Am Samstagabend waren die Ledigen auf der Gasse, wie das Brauch ist. Sie riefen mich heraus, ich wäre sonst nicht gegangen. Mir ahnte nichts Gutes. Man wollte etwas gegen den Roten unternehmen, denn daß er das schönste Mädchen im Dorf verhext hatte, machte uns alle wild. Auch dem Schmied Gutmann wollte man es einfallen, er hatte im „Döhsen“ offen herausgesagt, der Rote wäre ihm ein ganz anständiger Tochtermann. Der Teufel hatte auch dem den Kopf verrückt. Bei den Besten geriet es ihm am leichtesten.

Wir lörmten vor der Schmiede und forderten den Roten heraus. Wir riefen und johlten mit verstellten Stimmen, wie's Brauch ist: „Heraus, Nachtknaben heraus! Alle Knaben heraus!“ Darauf verzogen wir uns in die Hintergasse, dort wollten wir es ausmachen. „Er wird nicht kommen,“ sagte ich zum Altburschen, „denn wenn der Teufel auch nicht allwissend ist wie der Herrgott, so hat er doch eine feinere Nase als unsereiner.“ „Keine Sorge, Hannes,“ meinte der Altbursche, „wenn er der Teufel ist, kommt er erst recht.“ Er sollte recht behalten.

Es war stockfinster, kein Mond und kein Stern am Himmel. Wir versteckten uns hinter die Hausecken und Grünhäge, oder in den Schöpfen, und einer rief von Zeit zu Zeit: „Heraus, Nachtknaben heraus!“ damit er wüßte, wo wir zu finden waren. Es ging nicht lange, so kam einer daher, beim Gäßchenbrunnen vorbei. Er trank Wasser von der Röhre, das merkte man, weil das Blätichern im Trog eine Weile aufhörte. Jetzt pfiß der Altbursche durch die Finger so laut, daß es über das ganze Dorf ging. Wir sprangen hervor, wir packten und schlugen zu. Ich habe auch dreingeschlagen und, Gott verzeih' mir's, nicht am schwächsten. Er schrie und tobte, man rief ihn in die



Das Münster in Ulm. (Nach einer Radierung von Otto Sager.)

Das Ulmer Münster ist bekanntlich das Urbild unseres Münsters, vom Vater unseres ersten Münsterbaumeisters, von Ulrich Ensinger 1377 begonnen und 1494 mit einem stumpfen Turm abgeschlossen. Der gleiche Baumeister, der unsern Münsterturm vollendete, Professor Beyer, hat auch den Turm des Ulmer Münsters ausgebaut. Er stellt mit 161 Meter Höhe den höchsten Turm der Erde dar und die fünfgeschiffige Kirche mit 124 Meter Länge und 49 Meter Breite gilt als eines der großartigsten Bauwerke der gotischen Stilperiode.

Sträßenschale, und dort machten sich die Schuhe mit ihm zu schaffen, bis er stiller wurde. Jetzt schien es dem Altburschen genug. Er pfiß wieder durch die Finger und wir wollten abziehen. Da wurde es plötzlich hell um uns. Es ist nicht zu glauben: der Rote stand mitten in der Straße, ganz ruhig, als wäre weiter nichts. Er hatte ein Zündhölzchen angestrichen und steckte sich die Pfeife an. Die Flamme wurde in den Pfeifenkopf hineingesogen und sprang dann wieder heraus, dreiß, viermal, und dreiß, viermal wurde es um den Roten hell und wieder dunkel. Neben ihm stand sein Hund und streckte uns die Zunge heraus. Mir wurde unheimlich, der Atem stockte mir, den andern wohl auch. Was war denn los? Wenn der Rote auf der Straße stand, wer stöhnte denn so laut neben uns im Sträßengraben? Keinem fiel es ein, auf den Teufel loszugehen und



Der Dündenfall im Kiental.

ihm seine Suppe einzulöffeln. Was hätte es auch genützt? Er wäre in den Boden geschlüpft. Einer nach dem andern schlich davon, mich aber packte es von innen und ich schrie: „Der Teufel ist los, der Teufel ist los!“ So lief ich die Gasse hinunter und nach Hause.

Hernach geschah das Berrückteste an der ganzen Geschichte. Mitten in der Nacht klopfte es bei Weber-Hansen an die Haustüre, ans Fenster, ans Scheunentor, bis man Licht machte und den Kopf hinausstreckte. Auf dem Stein vor der Tür stand der Rote und neben ihm auf dem Sitzbänkchen lag der Bert, der Weber-Bert, ganz ohnmächtig. Der Rote wollte ihn in der Straßenschale auflesen und nach Hause getragen haben. Denkt Euch, wir sollten den guten Bert, den wir alle wohl mochten, elend und lahm gehauen haben! Wer glaubt dergleichen? Ich könnte schwören, daß es der Rote war, ich kannte ihn am Schritt, so ist der Weber-Bert nie gegangen. Und es war auch des Roten Stimme. Der Bert singt zwar auch im Bah, aber man verwechselt doch zwei Stimmen nicht wie zwei Faßzapfen! Ich erkläre mir's so: Der Rote hat die Schläge ohne Schaden aufgefangen und an den Weber-Bert weitergegeben, und der wird nun sein Leben lang daran hinken. Ja, so ist's. So hab' ich's auch dem Statthalter ins Gesicht gesagt, als er am Montag darauf ins Dorf kam und seine dicke Kupfer Nase in den Handel steckte. Er konnte mir nichts, rein nichts entgegenhalten, er hat mich nur erstaunt angesehen und kein Wort gesagt. Bei sich hat er mir wohl recht gegeben, aber so ein Brillenherr darf vor den

Leuten nicht mehr an den Leibhaftigen glauben, heimlich tut er's ja schon. Der Esel hat uns gebüßt und den Teufel noch mit einem Lobspruch eingesalbt. Es ist zum Lachen!

Vor dem Statthalter erfuhr man auch, daß der Rote gesonnen war, das Dorf zu verlassen. Ob er wieder seinem Schatten nachtrotten wollte? Die Agathe meinte er mitzunehmen oder später einmal abzuholen, man weiß nicht genau, wie er sich ausgesprochen hat. Er wird schon gesagt haben „mitnehmen“, das beweist der Ausgang.

(Schluß folgt.)

Mit der Lötschbergbahn.

Lieber Onkel, liebe Tante!

Mitte Juni — Reijewetter! Es ist Zeit, daß ich Euch wieder einmal heraushole aus Eurer Einsiedelei und mit Euch auf Reisen gehe; sonst versauert Ihr mir ganz: Du Onkel, bei Deinen Zeitungen und Du Tante, bei Deinen Strickstrümpfen. Dieses Jahr habe ich schöne Reisepläne geschmiedet; der eine oder andere soll Euch passen. Du Onkel sagtest mir neulich, daß Du noch nie durch den Lötschberg gefahren seiest — Tante natürlich erst recht nicht — Ihr sollt jetzt mit der Lötschbergbahn fahren und zwar von A. bis Z. Bekanntlich verlegt man — d. h. die Lötschbergbahn-Direktion auf ihren Eisenbahnkarten — in neuester Zeit das A. will heißen den Anfang der Lötschbergbahn, nach Basel; da seid Ihr also gerade am richtigen Ort zum Einsteigen. In B. = Bern macht Ihr den obligaten Halt und schaut Euch den Bärengraben, wollte sagen: unsere Kinderstube an — der „Lulu“ wackelt, patst (im Wasch-



Kandersteg mit Blümlisalpborngruppe.